

Sächsische Volkszeitung

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht und Freiheit.
Buchdruckerei, Redaktion und Geschäftsstelle:
Dresden, Pillnitzer Straße 43.

Inserate
werden die 6gepalte Betzelle oder deren Raum mit 15 Pf. berechnet, bei Wiederholung bedeutender Rabatt.
Redaktions-Sprechstunde: 11—1 Uhr.
Fernsprecher: Amt I. Nr. 1366.

Nr. 29. Donnerstag, den 5. Februar 1903. 2. Jahrgang.

Die Politik der Abschlagszahlungen.

Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes — das war der positive Teil der Erklärung, die der Reichskanzler Graf Bülow am Dienstag im Reichstage abgegeben hat. Doch keine Diäten für die Reichstagsmitglieder — das war der negative Teil. Nicht als ob diese Forderung der Diäten aus sachlichen Gründen ein für allemal abgelehnt würde; nein, „heute noch“ glaubt man allerhand Rücksichten nehmen zu sollen, „heute noch“ ist man daher nicht in der Lage, die Zustimmung der verbündeten Regierungen in Aussicht stellen zu können. Graf Bülow persönlich — daraus machte er kein Geheimnis — ist ein Anhänger der „Gewährung“ von Diäten, aber es gibt Leute, die noch etwas zurückgeblieben sind hinter ihrer Zeit, die noch widerstreben, und auf diese muß man Rücksicht nehmen. Ruft man? Ruft man wirklich? Der Reichskanzler sprach von den Opfern, welche die Bundesfürsten gebracht haben bei Gründung des Reichs, darum sei die Neigung zu solchen Forderungen der Reichsverfassung keine große. Diese Logik verstehen wir nicht. Doch was liegt dem Reichskanzler viel an der Logik! Er will ja doch nur sagen, daß der eine oder andere der Bundesfürsten der Reichstagsdiäten noch widerstrebt. Aber ist dieser Widerstand wirklich so groß, daß er bei einigem guten Willen nicht zu überwinden wäre? Kann und darf überhaupt die nicht näher begründete Abneigung des einen oder anderen Bundesfürsten Grund genug sein, um eine dringende notwendige Maßnahme immer wieder zu vertagen und eine wahre Kamalität für die Gesetzgebung zu verewigen? Wir können auf diese Fragen nur mit Nein antworten.

Aber hier handelt es sich überhaupt nicht um Gründe, sondern nur um Vorwände. Auch dem Reichskanzler liegt nicht allzuviel an der Einführung von Diäten, sonst würde er sie schon durchzusetzen wissen. Oder um uns genauer auszudrücken: heute ist er „noch nicht“ gewillt, seinen ganzen Einfluß für die Durchsetzung einer Diätenforderung anzubieten. „Heute noch nicht!“ Das heißt: morgen, übermorgen, wenn die Wahlen vorüber sind, wenn wir eine Forderung an den Reichstag haben; dann werden wir an den Diäten noch eine erwünschte Reserve zum Zwecke der Belohnung eines braven Reichstagsbesitzers. So denkt der Herr Reichskanzler. Man darf die Zuckersüßigkeit nicht auf einmal leeren — das ist seine Staats- und Diplomatenweisheit.

Aus demselben Grunde wird auch nicht das Jesuitengesetz schlechtweg beseitigt. Der Herr Reichskanzler weiß zwar keinen Grund dafür anzugeben, daß das Jesuitengesetz oder vielmehr Ausnahmerecht, das für die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft aufgehoben werden soll, für den Orden als solchen und seine Niederlassungen fortbestehen soll. Aber wozu Gründe? Es genügt, daß den deutschen Katholiken nach langer, langer Zeit endlich wieder einmal ein Stückchen „Wohlfühlen“ gezeitigt wurde. Dafür

haben sie sich höchlich zu bedanken. Und wenn sie dann recht brav sind, dann wird vielleicht auch einmal das ganze Jesuitengesetz aufgehoben und damit ein schreiendes Unrecht aus der Welt geschafft, das jetzt leider noch fortbestehen muß wegen — der Politik der Abschlagszahlungen!

Oder mußte es wegen des Evangelischen Bundes bei der Aufhebung des § 2 sein Bewenden haben? Gewiß, die Angst vor dem Geschehen des sogenannten „evangelischen“ Bundes war lange der Grund für das Schweigen des hohen Bundesrates. Aber nachdem man diese Angst anscheinend überwunden hat, wäre es richtiger gewesen, gleich das ganze Gesetz zu beseitigen. Denn ein gewaltiges Geschehen wird sich auch jetzt im Evangelischen Bunde erheben, nicht geringer, als wenn das ganze Gesetz das ruhlose Ende gefunden hätte, das es verdient. Nein, diesmal ist nicht der „Evangelische“ Bund die Ursache des stückweisen Abbruchs des Gesetzes, sondern die edel Wilowische Politik der Abschlagszahlungen.

Wir können Herrn v. Bülow nicht Unrecht geben, wenn er meint, in einer so wichtigen prinzipiellen Frage müsse man auf eine Dankagung für die in Aussicht gestellte Teilzahlung verzichten, da müsse man ganze Arbeit fordern. Und doch dürfen die deutschen Katholiken diesen 3. Februar des Jahres 1903 blau aufstreichen in ihrem Kalender. Er reicht immerhin wieder eine Preche in die Mauer der Kulturkampfgesetzgebung und macht deren Reste immer unansehnlicher und unhaltbarer. Auch Dank, imigsten Dank dürfen wir sagen, aber er gilt — das sagen wir offen, weniger höflich als Dr. Spahn — nicht der Regierung, die ein großes Unrecht teilweise beseitigen will, sondern den Männern, die das katholische Volk im Reichstage vertreten und mernüßlich ihre Forderung der Aufhebung des Jesuitengesetzes immer wieder erneuert haben und auch fernerhin erneuern werden, bis der letzte Stein der Gesetzgebung der 70er Jahre weggeräumt ist. Ihrer Ausdauer, ihrer Klugheit gilt unser Dank, unsere wohlverdiente Anerkennung. Das katholische Volk aber wird seinen Dank in die Tat umsetzen, indem es diese Männer aufs Neue mit seiner Vertretung beauftragt.

Tirol und Sachsen.

Für Bozen (Tirol) hat die Stadtvertretung einen städtischen Grund auf dem schönsten Platze einen Teil der Promenaden an der Kaiser, gegenüber der Herz Jesu-Kirche, als Baugrund zu einer protestantischen Kirche für die ungefähr 200 Protestanten der Stadt abgetreten. Darob erhebt sich ein Entrüstungssturm in der katholischen Bürgerschaft Bozens. Und die „Sächsische Volkszeitung“ wird vom „Frei. Anz.“ herausgefordert, ob sie darin angefaßt dieses Vorfalles noch die „Strenge“ hat, gegenüber solchen Verhältnissen von einer Unterdrückung der Katholiken in Sachsen zu sprechen. Darauf wollen wir kurz folgendes antworten:

Man hat in den letzten Wochen in Sachsen oft und oft von dem Empfinden der Volksseele gesprochen. Wir

halten zwar nur den tausendsten Teil dessen, was in den Zeitungen als Regungen der Volksseele ausgegeben werden, wirklich als solche. Die Leute an dem Schreibpulte geben die Parteienansichten und die Gedanken und Wünsche ihrer Protogebner als die Regungen der Volksseele aus — das ist Alles. Man braucht nur das Wochenheftmagazin zu lesen, das auch die Empfindungen der Volksseele wiederzugeben vorgibt, um sich sagen zu müssen: Es wäre traurig um Sachsens Volk bestellt, wenn sein Charakter so verdorben wäre. Will man aber aus all den Kundgebungen der letzten Wochen die Volksseele gleichsam wie aus einem Kern herauserschälen, so erhält man ein ganz errenliches Resultat: Ein kristliches Gemüt, voll Treuherzigkeit und daher leider auch voll Leichtgläubigkeit gegen Alles, was ihn gewisse dunkle Gestalten vor-soufflieren — das ist zum großen Teil noch Sachsens Volk. Erziehung und Leben sind seit Jahrhunderten mit der protestantischen Kirche herangewachsen, kein Wunder, wenn das Volk festhält an diesem protestantischen Glauben und in diesem Punkte leicht verlegt ist, besonders wenn seine Empfindlichkeit fortwährend durch künstliche Reize wach gehalten wird.

Wie nun die Volksseele Sachsens fühlt, so fühlt auch die Volksseele Tirols. Dieses Land hängt mit tausend Fäden seines Dergens an seiner katholischen Religion, es lebt für dieselbe, und das Glück und die Zufriedenheit seines Volkes geht unter mit derselben. Man muß nur in Tirol gelebt und das innige Verhältnis des Pfarrers mit dem Volke beobachtet haben, um das zu verstehen und voll und ganz befähigt zu finden. Der katholische Priester ist dem Bauern alles, Berater und Helfer in geistigen, aber ebenso auch in den leiblichen Nöten. Dazu kommt noch, daß bis in den 70er Jahren die Glaubenseinheit gesetzlich garantiert war. Der Nationalstolz ward stark gekränkt, als dieser Vorzug unter den modernen Gesetzen fiel. Es strömen die Fremden in alle Täler, und der Tiroler sieht sie gerne, aber auch zugleich kommen die reichsdeutschen Los von Rom-Agenten, die ihre Pamphlete auf die kath. Kirche in die entlegensten Gebirgsdörfer ablegen, ohne darum gebeten zu sein. Die katholische Propaganda, welche man tagtäglich den sächsischen Protestanten vorliegt, wie-wohl sie nicht besteht, existiert in Tirol von protestantischer Seite und zwar in einer so widerwärtigen und unklugen Weise, daß sie das katholische Volk nicht gewinnt, wohl aber aufreizt; durch Beschimpfungen der Religion aber wird die Volksseele nur verletzt.

Man lasse doch einmal in Dresden einen „Scherer“ erscheinen, mit derselben Geschäftigkeit gegen die Protestanten erfüllt, wie er in Junobrud tatsächlich erscheint, voll Verleumdungen gegen die kath. Kirche. Die zweite Nummer würde von der Staatsanwaltschaft konfisziert, und Redakteur und Verleger spazierten auf die Kollagebank. Und das ganz mit Recht. Die Volksseele bäumte sich auch auf gegen dieses Blatt in Tirol, aber die Behörden fanden in den

Im Goldfieber.

Ein Roman aus dem Kapland.

Von Erich Friesen.

(8. Fortsetzung) (Kadenz verboten)
„Ach, wenn Du wüßtest! Noastbeef mit grünen Bohnen und — o Papa, Papa!“ unterbricht sie sich plötzlich, den kleinen Kopf an Forsters Brust schmiegend. „Sieh mich nicht so an! Deine Augen sehen gerade so aus, als ob —“
Sie stotzt.

„Nun, mein Kind? Als ob —“
— als ob der liebe Gott böse auf dich wäre. Ach, bitte, Papa, mach' die Augen zu! Ich ängstige mich!“
John Forster zuckt zusammen. Also so weit ist es bereits mit ihm gekommen, daß sein Kind ihm seine Schleichigkeiten vom Gesicht abliest! Oh —!

„Du hast recht, Mary!“ erwidert er tief-ernst. „Der liebe Gott ist böse auf mich!“
„Ich will ihn bitten, daß er Dir vergibt, Papa. Hast Du etwas sehr Unrechtes getan?“
John Forster antwortet nicht; die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

Langsam, ganz langsam streichen die kleinen Händchen über die thränendunklen Augen des Vaters.
„Schadet nichts, Papa!“ tröstet Mary liebevoll, ihre Wangen an die seine schmiegend. „Es tut Dir doch sehr leid, daß Du ein Unrecht begangen hast, und Du bereust es von Herzen, nicht wahr? Sieh, dann vergibst Du auch der liebe Gott! Weist Du, wie ich kürzlich die schöne Glasschale zerbrochen hatte und die Scherben versteckte, damit sie niemand sehen sollte? Das war ein großes Unrecht, und ich hatte keine Ruhe, bis ich es dem lieben Gott gestanden hatte. Und dann gestand ich es auch Mama — und nun ist alles wieder gut. Hast Du auch eine Glasschale zerbrochen, Papa?“

Dem Manne wird ganz eigen ums Herz bei dem kindlich frommen Geplauder seines Töchterchens, ihm ist, als schmelze eine Eiskruste, die bisher seine Seele umstarrte.

„Mein liebes, liebes Kind!“ schluchzt er, die Kleine fest, fest an sich drückend.
„Soll ich zum lieben Gott beten, daß er Dir Deine Sünden vergibt, Papa?“

„Das wird nichts nützen, Mary!“
„Warum nicht? O Papa, Du ängstigt mich! Warum nicht?“
„Du würdest es doch nicht verstehen. Also sprechen wir von etwas anderem! Du wolltest mir doch erzählen, was Ihr heute zu Mittag hattet!“

Die kleine achtjährige Mary Forster ist zwar ein kluges, nachdenkliches Kind. Aber die Erinnerung an das heutige Mittagessen mit all seinen Herrlichkeiten schwebt noch immer gleich einer leuchtenden Vision vor ihrem geistigen Auge, so daß sie bald ihren Kummer vergißt.
„Es war großartig!“ ruft sie begeistert, in kindlichem Enthusiasmus alle zehn Finger ausstreckend und den Vater mit ihren glänzenden, den seinen so ähnlichen blauen Augen voll anblickend. „Noastbeef und grüne Bohnen und Plum-pudding mit Pratkartoffeln und Apfelsinentorte — noch viel besser als des Sonntags, beinahe so gut wie zu Weihnachten! Ach, Papa, und wie haben wir gegessen — so lange, bis wir absolut nicht mehr konnten! Und Mama war so vergnügt, und wir alle lachten und jubelten. Und weißt Du auch, Papa — Polly bleibt nun doch bei uns. Während sie heute das schöne Mittagessen kostete, hat sie die Mama, ob sie nicht mit in das große neue Haus übersiedeln dürfe. Und Mama sagte: „Wenn Sie wollen, Polly!“ — und da gab sie Polly die Hand, und Polly wuschte sich mit der Schürze die Augen. . . . Ach, Papa, wie hübsch ist es, reich zu sein!“

John Forster ist tief ergriffen. Das harmlose Geplauder seines Töchterchens, ihr Jubel über die bei andern Kindern alltäglichen kleinen Annehmlichkeiten des Lebens zeigen ihm so recht, was die Seinen bisher alles entbehren mußten.

„Ja, es ist hübsch, reich zu sein!“ wiederholt er mit forciertem Lebhaftigkeit, indem er Mary von seinem Knie

herunter gleiten läßt. „Da kommt auch Mama. Lauf' ihr entgegen! Und dann wusch Dir die Hände! Wir wollen zu Abend essen.“

„Gehorham tut Mama, wie ihr geheißen.“
Mit großen Paketen beladen, leucht Frau Mathilde soeben ins Zimmer. Ihr Gesicht ist ganz rot vor Ärger.
„Sieh nur, was für einen häßlichen Teppich mir der Möbelhändler geschickt hat!“ ruft sie fast weinend. „Das Muster ist greulich. Ich will einen Teppich mit Rosen-gurkranden. Ich hasse Arabesken. Und erit der Kaiser fürs Entree! Komm, John, mach' Dich schnell fertig! Wir wollen hinunter nach Kapstadt! Vielleicht hat das Geschäft noch offen!“

„Wäre wehrt Forster ab.
„Nicht heute, Mathilde, ich habe Kopfschmerz!“
Der ärgerrliche Ausdruck in Frau Forsters Jügen ver-schärft sich.

„Ach, immer hast Du Kopfschmerz! Ich kenne Dich gar nicht ohne Kopfschmerz. Und von Tag zu Tag siehst Du älter aus — nicht, wie ein Mann von zweieundfünfzig Jahren, sondern wie mindestens dreieundsechzig! Es ist recht mangelhaft, wenn man beständig daran erinnert wird, daß man einen Mann hat, der achtzehn Jahre älter ist als man selbst! . . . Und wie Du wieder angezogen bist! Kamist Du nicht noch schäbiger gehen? Warum läßt Du Dir beim Schneider keinen neuen Hausrock machen, damit wir standes-gemäß in unser neues Haus einziehen? Soll ich auch in Rosenbank wieder die Nachbarn die Köpfe schütteln sehen, und hören, wie sie sich verwundert zutuscheln: „Ist das der Direktor John Forster, einer der reichsten und klügsten Männer von Kapstadt?“ Willst Du das, John?“

Je aufgeregter Frau Forster ihre Vorwürfe auf das Haupt ihres Gatten herabschleudert, um so kleinmütiger wird er.

„Du hast recht, Mathilde“, erwidert er jetzt fast demütig. „Ich werde mir morgen einen neuen Anzug bestellen.“
(Fortsetzung folgt.)